

Michael Rosenberger

Füttern und gefüttert werden

Tierethische Aspekte menschlicher Ernährung

♦ Wird man mit Bildern von Massentierhaltung und -schlachtung konfrontiert, bleibt einem der sprichwörtliche Bissen im Halse stecken. Intuitiv gesteht man Tieren eine eigene Würde zu, angesichts derer sich ein rein nutzenorientierter Umgang verbietet. Der Linzer Moraltheologe Michael Rosenberger, ausgewiesener Experte für Tier- und Schöpfungsethik, zeichnet in seinem Beitrag Begründungen von unveräußerlichen Tierrechten nach. Zugleich zeigt er Konsequenzen daraus auf: für die Haltung von Tieren ebenso wie für die Ernährungsgewohnheiten der Menschen. Ein die Rechte der Tiere achtender Lebensstil kann auch aus dem Lebenswissen, den Ritualen und den Symbolwelten der christlichen Religion schöpfen. (Redaktion)

Die bekannte Gründungslegende Roms erzählt, dass eine Wölfin die im Wald ausgesetzten Zwillinge Romulus und Remus gesäugt und so vor dem Verhungern bewahrt habe, bis ein Schweinehirt die beiden fand und sich ihrer annahm.¹ Mochte man solche Erzählungen bis vor kurzem als romantische Legenden abtun, wissen wir heute, dass Wölfe, deren Sozialverhalten dem menschlichen äußerst ähnlich ist, ein ausgeprägtes Kindchenschema besitzen und sich daher wehrloser Neugeborener verschiedener Tierarten fürsorglich annehmen. An ihren zahmen Verwandten, den Hunden, können wir das bisweilen gut beobachten.

Ein Tier nährt Menschen – ganz freiwillig, uneigennützig und spontan. Aber auch Menschen haben Tiere schon lange

vor deren Domestikation gefüttert – und vermutlich zuerst die Wölfe, welche die menschlichen Jagden aus einigem Abstand begleiteten, die Reste der gejagten Tiere erhielten und später wie von selbst (als Hunde) die ersten tierlichen Gefährten des Menschen wurden.²

Menschen und Tiere nähren einander wechselseitig – eine geradezu romantische, verträumte Vorstellung, insbesondere wenn man an die Brutalität denkt, die 95 % der heutigen Nutztierhaltung prägt: Auf maximale „Leistung“ (an gelegten Eiern, produzierter Milch, angesetztem Fleisch) hochgezüchtete Tiere werden in den engen Gefängnissen der Massentierhaltung gehalten, trotz aller gesetzlichen Verbote systematisch mit Antibiotika vollgestopft und mit importiertem Hochleistungsfutter, das

¹ So in *Plutarch*, *Vitae*, Romulus, IV,3, der auf ältere Quellen zurückgreift.

² Vgl. *Josef H. Reichholf*, Die Bedeutung der Tiere in der kulturellen Evolution des Menschen, in: *Carola Otterstedt/Michael Rosenberger* (Hg.), *Gefährten, Konkurrenten, Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs*, Göttingen 2009, 11–25, hier 18–20.

auf fast 40 % der weltweiten Agrarflächen angebaut wird, ungesund und unnatürlich ernährt. Nach einem kurzen Leben, das ihre Grundbedürfnisse auch nicht annähernd berücksichtigt, werden sie zumeist am Fließband geschlachtet. Entgegen anderslautender Legenden ist das Fließband nämlich keine Erfindung der Automobilproduktion, sondern wurde Mitte des 19. Jh. in den Schlachthöfen Chicagos entwickelt.

Angesichts solcher Fakten muss man sich fragen: Mit welchem Recht tun wir das den Tieren an – in einer Zeit höchsten menschlichen Wohlstands, in der genügend Alternativen vorhanden wären? Wie können wir zu einer Ernährungsweise finden, die den uns nährenden Tieren gerecht wird?

1 Die vier Begründungsansätze der Tierethik

Die Tierethik als eigener Bereich der speziellen Ethik ist relativ jung. Im umfassenden Sinne gibt es sie erst seit etwa 230 Jahren. In diesem Zeitraum haben sich v. a. vier Gruppen von Begründungsansätzen herausgebildet:³

– Der klassische *Ansatz der materialen Anthropozentrik* (in nuce vertreten von René Descartes und Immanuel Kant) sieht den Menschen als Spitzengeschöpf, auf den allein hin die Natur geschaffen ist, so dass er sie für sich nutzen darf, solange er nur einen guten Grund dafür hat. Seine Verantwortung für die nichtmenschlichen Geschöpfe ist keine direkte Verantwortung diesen gegenüber, sondern vor den übrigen

Menschen. Es ist klar, dass in diesem Ansatz die halbwegs „humane“ Tiernutzung und Tiertötung zu Ernährungszwecken jederzeit gerechtfertigt sind.

– Der *pathozentrische Ansatz* (vertreten von den verschiedenen Formen des Utilitarismus) hält ein Handeln dann für richtig, wenn es aufs Ganze gesehen Lust fördert und Schmerz verringert. Dabei geht es nicht um Lust und Schmerz des Einzelnen, sondern um das „größte Glück der größten Zahl“ (so das von Francis Hutcheson übernommene Diktum): Richtig ist eine Handlung dann, wenn die Summe der bewirkten Lust abzüglich der Summe der bewirkten Schmerzen für alle gesehen positiv ausfällt. „Das größte Glück der größten Zahl“ bezieht sich folglich auf alle Entitäten, die Lust und Schmerz bewusst (!) empfinden können. Das sind alle Lebewesen, die ein Nervensystem besitzen, mithin alle Tiere. Pflanzen, denen vergleichbare Empfindungen fehlen, sind für den Utilitarismus irrelevant. Für den Tierschutz hat der Utilitarismus im 18. und 19. Jh. Pionierarbeit geleistet, mit den Pflanzen konnte er nichts anfangen. Entscheidend ist für ihn, ob auf die Minimierung des Tierleids geachtet wird. Dann kann die Tiernutzung zu Nahrungszwecken bei entsprechend hohem Glücksgewinn für die Menschen gerechtfertigt werden.

– Der *Ansatz der Tierrechte* (animal rights) von Tom Regan schreibt bestimmten Lebewesen einen inhärenten Wert zu, was Regan ausdrücklich als „eher katholisch“⁴ bezeichnet. Lebewesen, denen inhärenter Wert zugeschrieben wird, müssten „Subjekte eines Lebens“ sein, d. h. Individuen mit einer langen Liste von Fähigkeiten

³ Vgl. Michael Rosenberger, Was dem Leben dient. Schöpfungsethische Weichenstellungen im konziliären Prozess der Jahre 1987–89, Stuttgart 2001, 133–180.

⁴ Tom Regan, The Case for Animal Rights, Berkeley–Los Angeles 2004 (1983), 241.

ten.⁵ Besäßen sie diese Fähigkeiten, müsse ihr inhärenter Wert respektiert werden.⁶ Sie dürften dann nicht als bloße Mittel zum Zweck anderer behandelt werden, denn das wäre ungerecht. Genau das geschehe aber den Nutztieren, so Regan. Sie würden in ökonomischer Perspektive als erneuerbare Ressourcen betrachtet, die nur für andere einen Wert hätten.⁷ Weil aber alle höher entwickelten Lebewesen mindestens aus Vorsichtsgründen unter die „Subjekte eines Lebens“ gerechnet werden müssten, sei das Ziel des Tierrechtsansatzes „die totale Auflösung der Tierindustrie, wie wir sie kennen“⁸. Ein veganer Lebensstil entspricht genau dieser Forderung.

Man sieht schnell, dass die drei dargelegten Begründungsansätze auf sehr unterschiedliche Urteile darüber hinauslaufen, ob die Nutzung oder gar Tötung von Tieren zu Nahrungszwecken erlaubt ist. Aus verschiedenen Gründen, die ich andernorts näher dargelegt habe,⁹ halte ich sie jedoch alle nicht für adäquat und konsistent. Ich selber vertrete mit anderen KollegInnen, z. B. Albert Bondolfi, Hans-Jürgen Münk, Andrew Linzey, insbesondere im theologischen Bereich, einen *Ansatz der Tier- bzw. Schöpfungsgerechtigkeit*.

Konzepte der Tier- bzw. Schöpfungsgerechtigkeit nehmen ihren Ansatzpunkt in der Erkenntnis, dass Tiere Geschöpfe mit einer ihnen eigenen, unveräußerlichen „Würde“ sind. Diese Basisannahme hat viele philosophische und theologische

Gründe auf ihrer Seite:¹⁰ Philosophisch betrachtet sind Tiere eigenständige Wesen, die aus eigener Kraft danach streben, ihr Gut zu verwirklichen, nämlich die Entfaltung der in ihnen liegenden Möglichkeiten. Sie sind damit Subjekte von Zwecken und haben ein praktisches Selbstverhältnis. Theologisch lassen sich drei Gründe für die Annahme ihrer geschöpflichen Würde anführen: Der unmittelbare Bezug Gottes zu allen Geschöpfen; die (mittelalterliche) Überzeugung, dass der Schöpfer seine Geschöpfe in eine Eigenständigkeit, eine Autonomie und Unabhängigkeit von ihm selbst setzt; und die Kernbotschaft des christlichen Glaubens, dass der Schöpfer in Jesus Christus selbst Geschöpf („Fleisch“) wurde und die Geschöpflichkeit als Moment seiner selbst angenommen hat.

Welche ethischen Konsequenzen ergeben sich aus der Grundannahme einer geschöpflichen Würde? Etwas, das Würde besitzt, hat Eigenständigkeit und Selbstzwecklichkeit. Es geht nicht in der Beziehung auf anderes Seiendes auf. Der Mensch hat ihm gegenüber direkte Pflichten. Es steht nicht beliebig zur Disposition, sondern ist zunächst und zuerst unverfügbar.

– Die Unverfügbarkeit a priori impliziert nicht das Verbot der Nutzung eines Lebewesens, wie der *Tierrechts-Ansatz* meint. Es schließt allein die pure Reduktion auf den Nutzen aus.

– Die Forderung geschöpflicher Würde bedeutet keine Einebnung der Unter-

⁵ Vgl. ebd., 243.

⁶ Vgl. ebd., 248.

⁷ Vgl. ebd., 344 f.

⁸ Ebd., 348.

⁹ Zuletzt in Michael Rosenberger, Tierische Organe für den Menschen? Erwägungen der theologischen Tierethik, in: Münchener theologische Zeitschrift 65/1 (2014) [im Druck].

¹⁰ Vgl. Michael Rosenberger, Mensch und Tier in einem Boot. Eckpunkte einer modernen theologischen Tierethik, in: Carola Otterstedt / Michael Rosenberger (Hg.), Gefährten, Konkurrenten, Verwandte (s. Anm. 2), 368–389.

schiede zwischen Mensch und Tier, wie es *materiale Anthropozentriker* fürchten.

– Die Forderung einer geschöpflichen Würde gründet im Gegensatz zu *pathozentrischen Ansätzen* nicht auf aktuellen „Interessen“ irgendwelcher, beliebig austauschbarer Lebewesen, sondern auf der Anerkennung des inhärenten Werts eines unersetzlichen, einzigartigen Individuums.

Die Individuen, denen wir Würde zusprechen, sind AdressatInnen der Gerechtigkeit: Sie müssen gerecht behandelt werden. Ihre Güter und Bedürfnisse sind in jede Güterabwägung fair einzubringen. Genau das fordert die Bibel, indem sie die Tiere in den Schöpfungsbund Gottes mit Noach einschließt. Dieser Bund gilt nicht nur Noach und seinen Nachkommen, sondern allen Lebewesen der Erde (Gen 9,9f.; vgl. Hos 2,20f.). Gott, Mensch und Tier sind BundesgenossInnen. Allen Beteiligten schulden die jeweils anderen gerechte Behandlung. Konsequenterweise wird das Tier in vielen Vorschriften der Tora ausdrücklich zum Adressaten gemacht, allen voran im Sabbatgebot, das auch die Ruhe der Nutztiere fordert.

2 Tiergerechte Haltung

Was könnte das konkret bedeuten, wenn wir nach einer verantwortbaren Haltung von Nutztieren für Nahrungszwecke fragen? Zunächst einmal gilt es, die breite Palette an Grundbedürfnissen wahrzunehmen, die Tiere haben. Der Veterinärmediziner Hans-Hinrich Sambraus nennt:¹¹

- Gesundheit: somatisch wie psychisch

- Fress- und Trinkverhalten: Ort und Zeit, Futterqualität, Art und Weise der Nahrungsaufnahme
- Ausscheideverhalten: Ort, Zeit und Umstände
- Körperpflegeverhalten
- Ruheverhalten
- Bewegungsverhalten
- Wahrnehmungsverhalten: Betätigung der Sinnesorgane und der entsprechenden Gehirnareale
- Handlungsverhalten: aktive und kreative Gestaltung der eigenen Umwelt
- Sozialverhalten
- Sexualverhalten

Wenn es legitim ist, den Analogieschluss vom Menschen auf das Tier zu vollziehen – und genau das lehrt die klassische Analogielehre –, wenn es also (bei allen je größeren Unähnlichkeiten!) Ähnlichkeiten zwischen Mensch und Tier, zwischen menschlichem und tierischem Verhalten und Erleben gibt, dann erahnen wir schnell, wie komplex jedes einzelne Feld tierlicher Bedürfnisse aufgebaut ist, und wie vital das Verlangen des Tieres nach entsprechenden Möglichkeiten sein dürfte: Ein Schwein möchte von Natur aus nicht an dem Platz koten, an dem es frisst – wir zwingen es dazu durch die Enge des Stalles. Eine Kuh möchte nicht den ganzen Tag in der Gruppe sein, sondern sich auch einmal zurückziehen können – wir geben ihr dafür keinen Raum. Ein Huhn möchte im Boden scharren und Körner picken – wir beginnen erst langsam, unsere Haltungsbedingungen darauf einzustellen. Diese Beispiele ließen sich fortsetzen. Die derzeitige industrielle Tierhaltung der allermeis-

¹¹ Vgl. Hans-Hinrich Sambraus, Tierhaltung, in: Lexikon der Bioethik 3, Gütersloh 1998, 539–554, hier 543–545, 548.

ten Tiere wird den tierlichen Grundbedürfnissen (von Luxus ganz zu schweigen) nicht einmal im Ansatz gerecht.

Nun wird man einwenden, dass die ökonomischen „Sachzwänge“ dagegenstehen, und dass eine angemessene Tierhaltung nicht wirtschaftlich realisierbar ist. Grundsätzlich hat der Einwand berechnigte Anliegen: Gerechtigkeit heißt nicht, jedem alles zu geben, sondern jedem das Seine – im Rahmen des Möglichen. Aber gerade wenn wir auf die wirtschaftlichen Möglichkeiten einer modernen Industriegesellschaft schauen, übertreffen diese die Möglichkeiten aller vorangehenden Menschheitsgenerationen und der meisten heutigen Weltregionen. In Mitteleuropa geben wir nur noch zwischen 10 und 20 % unserer durchschnittlichen Einkommen für die Ernährung aus. Das dürfte ruhig etwas mehr sein, wenn von Tiergerechtigkeit gesprochen werden soll.

Klar ist, dass solche Güterabwägungen zwischen Mensch und Tier immer ein Geben und ein Nehmen umfassen müssen, wenn sie gerecht sein wollen.¹² Aber wie viel Geben rechtfertigt wie viel Nehmen? Das bleibt im ethischen Diskurs bislang weitgehend offen. Denn anders als im zwischenmenschlichen Bereich haben wir im Umgang mit Tieren noch viel zu wenige Erfahrungswerte von verantwortlichen Güterabwägungen, an denen wir uns orientieren könnten. Doch eines scheint klar: Die wenigen Erfahrungswerte, die bisher gelten, werden wir zugunsten der Tiere und nicht der Menschen verändern müssen. Denn noch tendieren wir sehr stark dahin, im Zweifelsfall für den Menschen

und gegen das Tier zu entscheiden. Wenn wir aber zu einer gerechten Behandlung der Tiere kommen wollen, muss sich das ändern. Gerechtigkeit heißt ohne Ansehen der Person.

3 Tiertötung und Fleischverzehr

Bisher haben wir uns gefragt, welche Haltungsform den Tieren gerecht wird, deren Produkte wir essen und trinken. Noch nicht gefragt haben wir, ob wir Tiere heute, da es Alternativen gäbe, noch töten dürfen. Bis vor 150 Jahren wären die meisten Menschen in unseren Breiten verhungert, wenn sie auf den Verzehr von Fleisch verzichtet hätten. Im Winter gab es zu wenig pflanzliche Nahrung, weil die Konservierungsmöglichkeiten sehr eingeschränkt waren. Aber heute? Theoretisch könnten wir in den Industrieländern gesund und satt leben ohne Fleisch. Ist das folglich ein ethisches Gebot?

Wie alle Tiere lebt der Mensch – ob Vegetarier, Veganer oder nicht – von der Tötung anderer Lebewesen. Daher können wir nur einen relativen Unterschied zwischen vegetarischer und nichtvegetarischer Ernährung machen. Will der Mensch leben, ist er gezwungen, Gewalt gegen andere Lebewesen anzuwenden. Er kann versuchen, mit einem Minimum solcher Gewalt auszukommen und diese ehrlich zu rechtfertigen. Er kann ihr aber nicht ausweichen. Aus diesem Grund entbehrt eine normative Verpflichtung zu vegetarischem Leben von vorne herein jeder Grundlage.

¹² Vgl. hierzu besonders *Michael Rosenberger*, Mensch und Tier in einem Boot (s. Anm. 10), sowie *ders.*, Mit Noach in der Arche, mit Jesus im Paradies. Neuere Ansätze der theologischen Tierethik, in: *Herwig Grimm / Carola Otterstedt* (Hg.), Das Tier an sich? Disziplinen übergreifende Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz, Göttingen 2012, 14–36.

Jedoch ergeben sich aus dem Ansatz einer Tier- bzw. Schöpfungsgerechtigkeit sehr wohl Normen, die den Verzehr von Fleisch regulieren und begrenzen. Dafür lauten zwei zentrale Normen:¹³ Wo immer möglich, Fleisch aus artgerechter Tierhaltung zu kaufen, und die Menge des konsumierten Fleisches auf niedrigem Niveau zu begrenzen. Diese beiden Forderungen sind eng miteinander verknüpft: Nur bei einer deutlichen Reduktion des Fleischverbrauchs in den Industrieländern kann artgerechte Tierhaltung den Bedarf an Fleisch decken. Begründen lassen sich beide Normen mit Argumenten

- des Tierschutzes: Die Praktiken der gegenwärtig vorherrschenden Massentierhaltung widersprechen jeglicher Ehrfurcht im Umgang mit Tieren und missachten ihre geschöpfliche Würde; die Grundnorm artgerechter Haltung und Schlachtung wird permanent verletzt.

- der Gesundheit: Die Mehrheit der Bevölkerung in den Industrieländern konsumiert zu viel tierische Fette, überzogener Fleischverzehr ist ungesund.

- der sozialen Gerechtigkeit im Blick auf die ärmeren Länder dieser Erde: Fast die Hälfte aller Erträge an Getreide, Mais, Soja und Kartoffeln weltweit werden an Vieh verfüttert; der hohe Fleischkonsum in den Industrieländern ist eine wesentliche Ursache der Unterernährung und des Hungers in vielen ärmeren Ländern.

- und der ökologischen Verantwortung im Blick auf globale Nachhaltigkeit: Die Viehhaltung trägt global gesehen weit über 15 % zum anthropogenen Treibhauseffekt bei, in vielen Ländern verursacht sie zudem eine dramatische Bodenerosion

und sorgt noch dazu für eine großflächige Rodung von Regenwäldern.

Um die genannten Gründe entsprechend zu berücksichtigen, müsste der durchschnittliche Fleischverbrauch in den Industrieländern auf ein Viertel reduziert werden. Das ist ein ambitioniertes Ziel, das sich sozialverträglich nur dann erreichen lässt, wenn wir für die geringeren Fleischportionen erheblich mehr zahlen, damit die Tiere gut gehalten werden können.

Dabei allein sollten wir es gerade im christlichen Kontext nicht belassen. Religion lebt stark von Ritualen und Symbolen, und nicht wenige davon betreffen den Fleischverzehr. Noch vor wenigen Generationen war es selbstverständlich, dass sich die Fleischabstinenz auf die gesamte Fastenzeit bezieht. Erst recht war der Freitag strikt fleischfrei. Diese *Gebote fleischfreier Tage und Zeiten*, die damals sehr autoritär von oben durchgesetzt wurden, sind gleichzeitig mit dem Machtverlust der kirchlichen Hierarchie erodiert und werden kaum noch beachtet. Eine neue, freiwillige, aber gemeinsam gelebte Kultur fleischfreier Tage und Zeiten wäre aber dringend angeraten, denn sie sorgt für eine Wertschätzung des Fleisches. Die Initiativen von „Veggie-Days“, die derzeit von Nord- und Westeuropa in den deutschsprachigen Raum gelangen, sind aus dieser Perspektive höchst wertvoll. Signifikant ist freilich, dass sie meistens nicht an dem klassischen christlichen fleischfreien Wochentag, dem Freitag, stattfinden, sondern am Montag (Großbritannien) oder Donnerstag (Skandinavien). Umso erfreulicher, dass die entsprechende österreichische Initiative den „Fleisch-Frei-Tag“ bewirbt.

¹³ Vgl. Michael Rosenberger, Im Zeichen des Lebensbaumes. Ein theologisches Lexikon der christlichen Schöpfungsspiritualität, Würzburg 2001, 185 f.

Über das Symbol fleischfreier Zeiten hinaus gibt es im Christentum nahezu von Anfang an auch das *Symbol von vegetarisch lebenden Gruppen*. Ursprünglich waren alle monastischen Orden auf die vegetarische Lebensweise verpflichtet. Mit ihrer Ausdehnung jenseits des mediterranen Raums in den transalpinen Gebieten Europas war diese Regel aus klimatischen Gründen nicht mehr durchhaltbar. Und doch leben einzelne Ordensgemeinschaften wie die Kartäuser oder die Karmelitinnen bis heute strikt vegetarisch (die Kartäuser sogar an fünf Wochentagen vegan; Eier und Milchprodukte gibt es nur Donnerstag und Sonntag). Hierfür sollte m. E. eine neue Hochschätzung entstehen – seitens der Amtskirche von oben wie seitens des Kirchenvolks von unten. Und es müssen ja nicht nur Mönche und Nonnen sein, die diese Lebensweise für sich wählen. Auch andere Getaufte können dieser Option folgen und so ihren Mitgläubenden ein wirksames Zeichen geben.

Weiterführende Literatur:

Alberto Bondolfi (Hg.), *Mensch und Tier. Ethische Dimensionen ihres Verhältnisses*, Fribourg 1994. Eine Zusammenstellung klassischer und zeitgenössischer Texte zu Fragen des Umgangs mit Tieren, die teilweise extra für diese Sammlung ins Deutsche übersetzt wurden.

Gotthard M. Teutsch, *Mensch und Tier. Lexikon der Tierschutzethik*, Göttingen 1987. Als einschlägiges Lexikon bis heute unübertroffen. Es vereint Ansätze philosophischer und theologischer Ethik und bietet den besten Überblick über die einschlägige Diskussion, die in den Grundsätzen noch immer aktuell ist.

Der Vegetarismus könnte auf diese Weise im Horizont der evangelischen Räte verortet werden. In der west- wie ostkirchlichen Begründung vegetarischer Ernährung spielt das Motiv der Gewaltminimierung eine zentrale Rolle (Fleisch ist ein starkes Machtsymbol!). Jesus selbst stellt dieses Motiv in der Bergpredigt als tragenden Baustein seiner Utopie des Zusammenlebens vor (Mt 5,38–48). Letztlich spiegelt sich dieser weitest gehende Verzicht auf Gewaltausübung im klassischen evangelischen Rat des Gehorsams. Darüber hinaus hat das westliche Mönchtum die vegetarische Ernährung im Kontext der Armut verwurzelt (Fleisch ist die Speise der Wohlhabenden). Armut und Gehorsam könnten also zwei evangelische Räte sein, die einer vegetarischen oder zumindest fleischarmen Ernährung ihren spirituellen und theologischen Rahmen geben.

4 Epilog

Ein mittlerweile verstorbener Kollege pflegte im Alter manchmal zu sagen: „Wenn ich an der Friedhofsmauer entlanggehe, ahne ich schon, wie sich drinnen die Würmer die Serviette umbinden.“ Für ihn war die Vorstellung, selbst einmal andere Lebewesen mit dem eigenen Leib zu nähren, eine nüchterne und realistische Vorstellung, die er mit dem ihm eigenen Humor annahm. Natur heißt „fressen und gefressen werden“, wie die Evolutionsbiologie im Volksmund oft zusammengefasst wird. Der Mensch ist in diesen Kreislauf des Lebens eingebunden, ob er will oder nicht. Das sollte ihn im ursprünglichen Sinne demütig machen, *humilis*, weil er vom Humus genommen ist, sich von den Früchten des Humus ernährt und irgendwann zum Humus zurückkehrt, um andere

Lebewesen mit seiner Materie zu nähren.

Aber besser als „fressen und gefressen werden“ ist es, von „füttern und gefüttert werden“ zu sprechen. Es beschreibt denselben Vorgang. Aber nicht einfach aus der kühlen Distanz des Beobachters als harte, brutale Tatsache, sondern aus der liebevollen Nähe des glaubenden Teilnehmers als einen Vorgang des Empfangens und Schenkens. Wer in dieser Haltung auf Essen und Trinken schaut, der wird dankbar genießen und demütig teilen.

Der Autor: Univ.-Prof. Dr. Michael Rosenberger, geb. 1962, ist seit 2002 Inhaber des Lehrstuhls für Moralthologie an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz. Wichtige Veröffentlichungen neben den hier zitierten: *Im Geheimnis geborgen. Einführung in die Theologie des Gebets*, Würzburg 2012; *Determinismus und Freiheit. Das Subjekt als Teilnehmer*, Darmstadt 2006; *Wege, die bewegen. Eine kleine Theologie der Wallfahrt*, Würzburg 2005.

Gastlichkeit

GUIDO FUCHS (Hg.)

Gastlichkeit

Ihre Theologie, Spiritualität und Praxis
im Gottesdienst

Gast sein und gastlich sein sind unterschiedliche Erfahrungen, die auch im Gottesdienst zum Tragen kommen. Dieser Band vereint Beiträge verschiedener namhafter Autoren zu den theologischen, spirituellen und liturgiepraktischen Aspekten der Gastlichkeit.

168 S., 10 Abb., Hardcover, ISBN 978-3-7917-2437-9
€ (D) 19,95 / € (A) 20,60



Verlag Friedrich Pustet



www.verlag-pustet.de